

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 5=25 (1859)

Heft: 29

Artikel: Erinnerungen eines alten Soldaten

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-92812>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

belgischer Art und 30 bis 37 Pf. St. für 1000 Stück Breithauptzündler.

Die vierte Note beschreibt die sehr günstige Wirkung von Schrapnels, welche aus einer 12-Pfünder Haubize, die von dem amerikanischen Schiffe Plymouth in der Nähe von Shanghai gegen chinesische Rebellen ans Land gesetzt worden war, erhalten wurde, indem nach etlichen 40 Schüssen die Chinesen zersprengt wurden und ihre Feldverschanzungen räumten.

In der fünften Note findet man nicht sowohl Wirkungen von Schrapnels aufgezeichnet, als eine Relation des Kapitäns der „Ellen Anna“, dessen Schiff in dem Kanal von Bristol durch das Plagen eines Meteorsteines auf dem Deck ähnlich beschädigt wurde, wie wenn ein Hagelgeschos über dem Schiff zersprungen wäre.

Die sechste Note enthält Briefe des ehemaligen Generalen Robert Gardiner und des Hauptmanns Townsend, der englischen Artillerie, welche in dem Peninsularkriege 1808—1815 Gelegenheit hatten, die Wirkung der Schrapnels zu beobachten.

Der Erstere bemerkt, daß er mit großer Wirkung die südliche Face des St. Pedro Bastions mittelst Schrapnels enfilirt habe, als von dieser aus beim Sturm auf Badajoz die Breschbatterie sehr mitgenommen wurde. (Bekanntlich waren die englischen Breschbatterien 600—800 Schritt vom Hauptwall entfernt etablirt worden.)

In der Schlacht von Barrosa 1811 habe die englische Artillerie sehr vorteilhafte Anwendung von Schrapnels gegen die Schwärme von Tirailleurs gemacht, welche die Front der französischen Linien bedeckten und noch außerhalb Büchsenkaritätsschußweite sich befanden.

Hauptmann Townsend erwähnt in seinem Briefe wie die englischen Schrapnels aus den langen Haubizen in der Schlacht von Waterloo breite Lücken in den französischen Angriffskolonnen der Korps von Jerome und von Erlon verursacht haben.

In einer weiteren Anmerkung wird die gute Wirkung französischer Schrapnels in der Schlacht von Traktir hervorgehoben, während dem geschildert wird, wie auffallend die Erscheinung ist, daß gerade die englische Artillerie, welche zuerst diese Geschossgattung einführte, in dem Krimkrieg so selten Gebrauch von denselben machte. Gleichzeitig wird hier erwähnt, wie großmüthig General Schrapnel von der englischen Regierung für seine Erfindung belohnt wurde. Er erhielt vom Jahr 1803 an bis zu seinem 1842 erfolgten Tode, außer seinem Gehalt, eine jährliche Entschädigung von 1200 Pfd. St. oder Fr. 30,000.

In einem weiteren Anhang zu seinem Werk theilt General Bormann eine Mittheilung eines dänischen Offiziers mit, welche der hohen Meinung der hannoveranischen Offiziere über die Wirkung ihrer Schrapnels etwas entgegentritt, indem dieser dänische Offizier behauptet, die Bleikugeln hätten nach der Explosion des Geschosses bald ihre Bewegung nach vorwärts verloren und seien mit wenig Perkussionskraft zu Boden gefallen.

General Bormann benützt diese Aussage, um damit gegen das Ausgießen der Zwischenräume mit Schwefel zu kämpfen und erklärt den Widerspruch in den diesfälligen Ansichten der sich feindlich gegenübergestandenen Artillerie-Offiziere damit, daß die hannoveranischen Offiziere aus den richtigen Sprenghöhen und Intervallen auf den guten Effekt ihrer Schrapnels geschlossen hätten, ohne damit im Stande zu sein, die Perkussionskraft der Bleikugeln richtig zu beurtheilen.

Es wird dann noch einer vorteilhaften Anwendung von Schrapnels gegen in der Karabelnaja zum Vorschein kommenden russischen Truppen (20. Juli 1855) erwähnt, und das interessante Werk abgeschlossen mit dem Auszug aus dem Codex palatinus Nr. 258 aus der Heidelberger Bibliothek, womit bewiesen wird, daß die Schrapnels unter dem Namen Hagelkugel schon vor mehr als 300 Jahren in Deutschland bekannt waren, — somit also den Deutschen die Ehre gebührt, dieses wichtige Geschos erfunden zu haben.

Wenn auch das ganze Werk offenbar als Hauptzweck die Erhebung des belgischen Zünders und Schrapnels, Erfindung des Verfassers selbst, über alle andern Schrapnelsysteme, hat, und es z. B. unangenehm berührt, daß der so äußerst scharfsinnigen Modifikation des Zünders durch Hauptmann Breithaupt nicht im ganzen Umfang wie sie es verdient Anerkennung gezollt wird, so ist anderseits nicht zu verkennen, daß das vorliegende Werk manche Eigenthümlichkeiten der Schrapnels näher beleuchtet als es bisher geschehen war, und mehrere nicht uninteressante geschichtliche sowie technische Details berührt, vorzüglich aber die Mannigfaltigkeit der Verwendungsart gewöhnlicher Schrapnels andeutet und auf eine Ausdehnung der Hagelgeschosse, als Mörser-Schrapnels und als Zündmittel hinweist, von deren man sich viel versprechen darf und welche verdient von allen Artillerien geprüft zu werden.

H. H.

Feuilleton.

Erinnerungen eines alten Soldaten.

(Fortsetzung.)

Zuerst meine gütige, lebenswürdige, mir so wohlwollende Hobeit. Als sie in früher Jugend mit dem Erbprinzen Wilhelm von Hessen vermählt wurde, soll sie ein Bild weiblicher Anmuth und Schönheit gewesen sein. Davon war zu meiner Zeit und seitdem die bössartigen Pocken ihr Gesicht ganz benarbt hatten, ihr wenig übrig geblieben. Mit dem Verlust ihrer Schönheit soll auch die Aufmerksamkeit und Treue ihres Gemahls geschwunden sein; ich lasse dies dahingestellt und bemerke nur, daß in meinen Augen der Kurfürst eine viel größere Entschuldigung für seine Verbindungen mit den drei auf einer folgenden öffentlich

anerkannten Morganatinnen in dem Umstande fand, daß seine rechtmäßige Gemahlin wegen der Dürftigkeit ihrer geistigen Fähigkeiten — die wirklich sogar noch unter dem erlaubten Maße standen — auch bei sonst noch voller Körperschönheit gar nicht im Stande gewesen wäre, einen Mann auf die Dauer zu fesseln. Die Einfalt ihres Gemüths und ihres Urtheils, wenn man ihr überhaupt ein solches zugestehen will, ging nicht sowohl bis ins Kindliche, als vielmehr bis ins Kindische. Dabei war sie über alle Beschreibung furchtsam, verlegen und neugierig. Ich entsinne mich noch, daß, als ich ihr einst von der Abendtafel, wo ihr vom Fürsten Wittgenstein, dem preussischen Gesandten, der in besonderer Gunst und Gnade bei ihr stand, Spuckgeschichten erzählt waren, bis in ihre Gemächer vorgelassen hatte, die Hofdamen bereits entlassen waren und die alte vertraute Kammerfrau sich zufällig auf kurze Zeit entfernte, ich plötzlich ein ängstliches Hilfesgeschrei aus ihrem Schlafgemach zu mir bis ins Vorzimmer erschallen hörte. Als ich hineilte, fand ich meine kleine dicke Fürstin wie eine Kugel im Sopha zusammengerollt und kläglich winselnd: „Ach Gott, ach Gott, es hat geknickt, es hat geknickt!“ Ich mußte nun so nahe wie möglich an sie heran; sie zitterte wie Espenlaub, und wenn sie mir nicht so leid gethan hätte, ich würde laut aufgelacht haben. Ich suchte sie so gut ich konnte zu beruhigen; sie faßte meine Hände und zog mich fest an sich, indem sie versicherte: mit unschuldigen Kindern hätten die bösen Spuckgeister keine Macht über sie. Mir wurde indessen doch ganz bedenklich zu Muth, und es war mir lieb, als endlich die gute treue Zimmer zu Hülfe kam, aber ganz verwundert die Hände zusammenschlug, als sie sah, daß ich ihrer Hoheit im Schoße oder diese auf meinem saß, ich weiß es selbst nicht mehr. Nun ward das Gemach in allen Winkeln und nach allen Richtungen sorgfältig durchsucht; was, wo es und wie es geknickt oder geknickt hatte, ist aber bis auf diese Stunde nicht ermittelt worden. Ueber den ganzen Spuck wurde mir das tiefste Schweigen auferlegt und ich dann in höchsten Gnaden entlassen. Einige Tage nachher saß ich in der Pagenloge des Opernhauses und sah hinter dem Vorsteck der neu aufgeführten und vergoldeten Kurfürstkrone vom hohen Olymp herab auf meine gnädige Herrin, als diese plötzlich aufhub und zurück in ihren Sessel sank. Ich mit meinem kleinen Vorrath von Eau de Lavande wie ein Blix hinunter in die Loge, wo die Hofdamen bereits alles versuchten, sie zu beruhigen. Die Hoheit versicherte aber steif und fest, ihr sei etwas Kaltes, Feuchtes, wie ein eiskalter Geisterhauch über das Gesicht geflogen. Wirklich hatte ich das Corpus delicti auch bereits schon entdeckt und erkannt, und ich nahm daher auch keinen Anstand, zu ihrer Beruhigung mit etwas vorlauter Pagen-Naseweisheit unterthänigst zu bemerken: „Königliche Hoheit, gewiß und wahrhaftig, es war kein Geisterpuck, sondern ein gewöhnlicher Menschenpuck.“ Die treffliche Fürstin sah

mich wehmüthig lächelnd, freundlich an und versetzte: „Gott sei Dank! ach, wenn es nur von einem Kinde gewesen ist!“

Die Geduld, die Nachsicht, die Milde, Herzensgüte, christliche Barmherzigkeit und Menschenliebe der Kurfürstin waren Tugenden, die sie so unscheinbar und anspruchslos übte, daß man sie mit allen ihren Mängeln und Schwächen lieben und ehren mußte. Ihre kleinen Vergesslichkeiten und Zerstreuungen konnten zuweilen höchst ergötzlich sein, sie mitunter die größten Albernheiten sagen, ohne daß sie es merkte. Ein so schönes und geläufiges Französisch sie auch sprach, so fehlte ihr doch alle Augenblicke ein Wort, mit dem ich dann ausbelfen mußte, da Monsieur Bellay de la Chapelle über Verdienst mein Französisch bei der Kurfürstin gelobt hatte. Ich paßte nun auch bei solchen Gelegenheiten auf, wie ein gut dressirter Schießhund, um sofort das fehlende Wort zu apportiren. Eines Mittags an der Tafel im Gespräche mit dem neu eingetroffenen Napoleonischen Gesandten Bignon, das obnehin schon von Zeit zu Zeit gekocht hatte, fehlte ihr das französische Wort für „Nal“. Sie sah sich verlangend nach mir um, und mit meiner gewohnten Dreistigkeit und Sicherheit soufflire ich: „Aiguille“. Im vollen Vertrauen meiner Sprachkenntniß nimmt sie das Wort dankbar an und wiederholt es in den nächsten fünf Minuten unzählige Male und in allen Beziehungen: „qu'ello préférerait l'aiguille à tout poisson, que pourtant elle trouvait les aiguilles très indigestes, que les ayant mangé elle sentait chaque fois un mal sourd d'estomac“ etc. Der vollendete Diplomat hörte sehr aufmerksam zu, nickte sehr beifällig und erwiderte zuletzt: „Comment Madame un mal sourd? j'aurais crû plutôt que ça devrait être un mal aigu.“

Jeden Mittwoch und Samstag war sogenannter Kammertisch bei der Kurfürstin, d. h. sie speiste mit ihren Hofdamen in ihrem Kabinet, von den beiden Leibpagen allein bedient. Dies waren denn wahre Fest- und Feiertage für mich; ich bestellte bei meinem Freund, dem Oberküchenmeister, die Speisefarte, und der ganze Abhub der Tafel gehörte mir und meinem Mitesser, und unsere Ueberbleibsel reichten noch völlig für drei hungrige Kammerlataien und ein paar begünstigte kleine Silberwäscherinnen aus. Nach Beendigung des fürstlichen Mahles fand sich regelmäßig der lutherische Pastor ordinarius Goege — ich glaube, es war wirklich ein naher Verwandter vom Freunde Lessing's bei der Kurfürstin ein, um ihr den sogenannten Armenbericht zu erstatten und neue sehr reichliche Unterstüzungen, zuweilen volle Beutel mit Silbergeld, das wir Pagen vorher gezählt und eingerollt hatten, durch seinen Küster mit sich nach Hause tragen zu lassen. Einer höchst ergötlichen Scene, während des Vortrags von Ehren Goege bei der Kurfürstin, werde ich nie vergessen. Während seiner salbungsvollen Rede dieser dicht gegenüber sitzend und seine demuthsvollen Blicke abwärts richtend, gewahrte er zu seinem unendli-

den Schrecken einen kleinen offenen Schaden in dem unentbehrlichsten Stück und an der bedenklichsten Stelle seines schwarzen Anzugs. In seiner Verlegenheit rückte er auf dem Sessel hin und her, machte aber dadurch, nach seiner Meinung wenigstens, nur das Uebel ärger, denn es ward ein immer größerer Theil seiner naseweisen Leibwäsche sichtbar. Nun kam beim guten Pastor, wie man zu sagen pflegt, wirklich Holland in Noth; in seiner Todesangst deckte er vorerst den kleinen Dreimaster über den Leck und begann nun unter dessen Schutz zu kalfatern, d. h. seine vordere Segelsteinwand unter den Wind zu bringen. Das wollte aber gar nicht gelingen; je mehr er wurstelte und stopfte, je länger schien der Wimpel zu werden. Endlich war doch das herkulische Werk vollbracht, aber dem armen Pastor standen auch die dicken Schweißtropfen auf der Stirn. Während seines Oeuvre de la charité war meine treffliche Hobeit in einen noch viel ängstlicheren Zustand gerathen, als ihr Seelenhirt und sie wirklich einer Ohnmacht nahe. Ich ward erst in das öffentliche Geheimniß eingeweiht, als Goeze sich empfahl und die gute Fürstin sehr bewegt und erregt und ~~mit~~ empört mich zu sich heranzuwinkte und hastig sagte: „Nachgehen, geschwind nachlaufen, der gute dumme Mann, mein Taschentuch eingesteckt.“ Nun ging mir ein Licht auf, ich jagte dem starkschweißenden Schwarzwildpret wie ein junger Jäger nach und ihm den mühsam errungenen Raub ab. Meine Kurfürstin konnte mich noch lange Zeit nachher und besonders an den verhängnißvollen Samstagen nicht ohne verstecktes Lächeln und Lachen ansehen. Die Geschichte wurde bald hof- und stadtfundig, und der Himmel weiß, wie oft ich sie mit und ohne Noten, Zusätzen und Varianten habe erzählen müssen.

Hier noch eine andere ähnlicher Art. Jeden Mittag, es mochte gutes oder schlechtes Wetter sein, pflegte die Kurfürstin ihre gewohnte Spazierfahrt zu machen, bei welcher ein Leibpage dem Wagen vorritt. Ein besonderes Vergnügen machte es ihr, die Wachen ins Gewehr gehen, den Offizier salutiren zu sehen und das Spiel rühren zu hören. Sie hatte, trotz ihrem Gemahl, ein scharfes Auge für jede Abweichung von der gewohnten Regel und Ordnung und gewahrte sogleich eines Tages, daß der wachhabende Offizier nicht mit ins Gewehr gegangen war. Sie ließ daher den Unteroffizier noch nachträglich an den stillhaltenden Wagen rufen und befragte ihn nach dem Grund, warum der Offizier nicht da, ob er krank oder abgelöst sei. Der alte Schnurrbart begann einige Male zu reden und stockte dann verlegen. Die Hobeit wurde immer neugieriger und sagte: „Guter Mann, will Er wohl reden, ich will es durchaus wissen.“ — „Nun denn meinethwegen, er ist — er ist!“ — „Nun, um Gotteswillen, wo ist er denn?“ — „Auf dem Sch...ßhaus zu Euer Königl. Hobeit Befehl.“ — Die wie vom Blitz gerührte Hobeit sagte, halb unwillig, halb verlegen: „Pfui, garstiger Mann! fahr' zu Kutscher.“

Zu tief will ich nicht in die Bagenhistörchen hineingerathen, aber das eine und das andere will ich doch noch vom Kurfürsten beibringen, denn was der einen recht ist, ist dem andern billig. Der Kurfürst war in mancher Beziehung ein ausgezeichnete Herr. Von seiner Frau Mutter, einer englischen Prinzessin, die sich von ihrem Gemahl, dem Landgrafen Friedrich II, hatte trennen müssen, als dieser zur römisch-katholischen Kirche übergetreten war, in Hanau erzogen, von den besten Lehrern unterrichtet, besaß er Kenntnisse, Geist, Würde, echt fürstliche Huld, ja eine Leutseligkeit, die ihm, wenn er wollte, alle Herzen gewann. Er war bei dem heftigen Volke überaus beliebt, wegen seiner Zugänglichkeit und Gerechtigkeit, die er ohne Ansehen der Person übte, überall da, wo sie nicht mit seinen zwei niedrigen Leidenschaften in Berührung und Reibung kam, mit seinem Geize und mit seiner sinnlichen Brunnst. Zu der Zeit, wo ich an seinem Hofe Page war, lebte er mit seiner dritten Person — Bezeichnung des gemeinen Mannes statt Maitresse —, einer Tochter des Generals von Schlotheim, bekannter unter dem Namen der Reichsgräfin von Hessenstein, einer wirklich vorzüglichen und mit Vorzügen des Körpers und des Gemüths reich ausgestatteten Frau, die trotz ihrer äußerlich glänzenden Lage und selbst ihres nicht unbedeutenden und heilsamen Einflusses auf den Kurfürsten sich nicht entschädigt und noch viel weniger glücklich fühlte. Diese, wenn man sie so bezeichnen will, vierte Ehe des Landesvaters hatte das halbe Hundert der erzeugten Kinder nicht nur voll gemacht, sondern sogar noch um etwas überschritten, und da ich mit den älteren dieser kleinen Hessensteine in gleichem Alter, unsere Mütter auch von Jugend an befreundet waren, es auch trotz der veränderten Verhältnisse immer blieben, so kam ich oft in die, meinem älterlichen Hause sehr nahe liegende Bellevue, und bin dann zuweilen, gleichsam unbeachtet und wie zur Familie gehörend, Augen- und Ohrenzeuge von Erzählungen und Vorfällen gewesen, die ein Page meines Gelichters viel besser nicht gesehen und nicht gehört und niemals erfahren hätte. So entsinne ich mich noch, die Ent- und Verführungsgeschichte des achtzehnjährigen Fräuleins durch den Landgrafen, aus dem eigenen Munde der Erstern, unter vielen Thränen meiner Großmutter erzählt, eines Tages im Nebenzimmer mit angehört zu haben und davon so erregt und empört gewesen zu sein, daß ich mehrere Nächte nicht einschlafen konnte und im Stande gewesen wäre, dem Kurfürsten, vor dem ich eigentlich einen ungewöhnlichen Respekt hegte, Gift beizubringen, wenn mich die arme Gräfin dazu aufgefordert hätte. Die jetzige Welt, die denn doch auch an Ungeheuerliches gewöhnt ist, wird es kaum glauben können, was der Landgraf alles in Bewegung setzte, um ein armes unschuldiges Mädchen wider Neigung und Willen dem seinen unterwürfig zu machen. Nicht allein, daß der alte dumme Vater und die ältere Schwester des Opfers, die ein Herr von Thümmel, Flügel-Adjutant des Land-

grafen, vielleicht nur zu dieser Absicht gehehlicht hatte, die geschäftigsten Handlanger des Verführers waren; nein, die arme gequälte und überall hin verfolgte Unschuld fand nicht einmal im weiten Heiligen Römischen Reiche eine sichere Zufluchtsstätte. Die hannoverschen und waldeckischen Behörden trieben und drohten, um es mit dem mächtigen fürstlichen Nachbar nicht zu verderben, sie je eher desto lieber aus Göttingen und Arolsen wieder los zu werden, und zuletzt mußte sogar das Ursuliner-Kloster zu Frislar, eine Mainzer Enklave, seinen lieben Schülbling, der lieber katholisch, als heftigst leibeigen werden wollte, trotz aller Remonstration des Kurfürsten-Erzbischofs und Reichs-Erzkanzlers, nothgedrungen entlassen. Der Landgraf schien zum Aeußersten entschlossen; er hielt die Stadt Frislar eng blockirt und drohte, ihr jede Zufuhr abzuschneiden. Da — denn Hunger thut weh — rieth selbst die Hochwürdigste Frau Mebtissin zur Uebergabe; Karoline von Schlorheim ward dem Husaren-Kornet von Schäfer an der Kasseler Warte überantwortet, und der brachte die verschlossene Kutsche in tausendem Galopp bei Wind und Wetter dem Landgrafen vor die Thür, Jedermann freudig zurufend, der es wissen wollte: „Wir haben sie, wir haben sie!“ — Ich habe Schäfer sehr gut gekannt, er war ein tüchtiger, tapferer Offizier, der den Landgrafen aus der Kanonade von Balmy herauseskortirte und ihm dabei unverhohlen die Wahrheit gesagt hat. Man nannte ihn später auch wohl den „heftischen Bayard“; jedenfalls war er dann nur ein halber, ein Ritter ohne Furcht, aber ohne Adel. Er trug den Orden pour la vertu militaire; ob für die Affaire von Frislar 1788 oder für seine in Bienwalde unter Wurmsen 1793 bewiesene Tapferkeit, soll hier unentschieden bleiben.

Die auf dem Altar des Vaterlandes, auf dem harten kalten Hessestein geopfert Jungfrau, wie sie später meiner Großmutter oftmals gestanden hat, glaubte in der ersten Zeit ihr Geschick nicht zu überleben, weniger ihres ihr widrigen Verhältnisses als der Art und Weise wegen, mit der sie darin wie ein Rekrut vom Landgrafen eingelernt und behandelt wurde. Zum Glück gewöhnt sich die ergebene und entsagende Frau an Alles, selbst an die Erniedrigung; nur freilich hat sie ihre Kinder nie als der Liebe Pfänder ansehen und in ihnen Ersatz finden können. Sie empfing jedes mit einer bestimmten Summe Schmerzens- oder Wochengeld bezahlt, und dessen künftige Existenz ward durch eine mäßige Leibesrente versichert. Aber auch das später noch durch mancherlei Ereignisse erworbene bedeutende Vermögen hat weder ihr, der guten Gräfin, noch ihren Kindern Segen gebracht, und es ist jetzt wohl größtentheils wie gewonnen so zerronnen. Mit den beiden ältern Hessestein's verkehrte ich viel; wir tanzten und musizirten und spielten zusammen deutsche und französische Lustspiele im Familienkreise der Bellevue, der durch einige junge knospende Schönen, meine Schwester Luise, Sophie von Waig,

Natalie von Alopaeus, damals verheirathet war. Eines Abends, als unsere jugendlichen Spiele den Kurfürsten besonders ergötzt hatten, rief er seinen ältesten Lieblings-Hessestein Wilhelm zu sich heran: er solle uns zum Dank und zur Belohnung ein kleines Fest geben, meinte er, und er (der Kurfürst) werde ihm zu diesem Behuf eine kleine goldene Leibkompagnie aufmarschiren lassen. Wirklich zählte er auch aus der Lederhosentasche mit langen Zwischenpausen nach und nach sechs Doppel-Goldstücke in einer Reihe auf den Tisch, und als endlich Wilhelm erfreut zufassen wollte, klopfte er im Leise auf die Finger und kommandirte: „Halt!“ Er strich sein Geld wieder ein, legte dann drei einfache Wilhelm'sdor' hin, einen Doppelten voran und sprach schmunzelnd: „Dir gebührt noch keine Ehrenwache, wohl aber eine Ablösung mit dem Gefreiten. So ist es überhaupt auch besser.“ Wir Alle waren dessenungeachtet sehr zufrieden; der Kurfürst aber am meisten, der schnell bei dem kleinen Geschäft ungewöhnlicher Freigebigkeit seine sieben Louisd'or gewonnen hatte. Man glaubte damals, es bedeute seinen Tod; solche Zeichen und Wunder trügen aber oft, und so war es denn auch diesmal.

Hier mag denn gleich noch ein ähnlicher Zug seltener kurfürstlicher Liberalität folgen. Ein hessischer Beamter, ein Hofrath Leonhardy, hatte Gelegenheit gehabt, sich dem Kurfürsten, ich glaube in einer Angelegenheit beim Reichs-Kammergericht zu Weimar, sehr nützlich und wirksam zu erweisen. Er war dann noch auf seine Kosten nach Kassel gekommen, hier vom Kurfürsten mit artigen und verbindlichen Redensarten überhäuft, ja sogar auch zweimal zur kleinen Tafel gezogen worden. Dabei blieb es aber. Die nächste Umgebung des Kurfürsten, sogar zuletzt auch die Gräfin, setzte alle Hebel an, dem würdigen Mann und gesegneten Familienvater ein baares Gnadengeschenk — denn Orden waren damals noch nicht wie heute in der Mode —, etwa eine mit Goldstücken gefüllte Dose, zu erwirken. Das ging dem Kurfürsten aber über den Spaß, der erwiderte: „für so viel Geld könne man ja das schönste Bauerngut kaufen“, und gar nicht hören wollte, daß Leonhardy über Hundert Thaler Reisekosten und baare Auslagen gehabt habe. Endlich, nach längerer Zeit und vielen vergeblichen Redensarten, entschloß er sich zu einem einfachen Geldgeschenk von fünfzig Stück Wilhelm'sdor', die er dem Belohnten aber höchst eigenhändig Selbst am andern Morgen zustellen wollte. Die Stunde des seltenen Gnadenaktes hatte geschlagen, und zufällig trat ich in das Vorzimmer, wo mich der vertraute Leib-Kammerdiener Häuser einige Male durch das Schlüßelloch blicken ließ. Ich erblickte den Kurfürsten in voller Uniform, den Degen an der Seite, das spanische Rohr in der Hand, mit gemessenen Schritten das Zimmer durchschreiten, jedesmal vor dem Marmortisch der Spiegelwand, wo zwei Goldrollen aufgestapelt standen, einen kurzen Halt machen, um eins der Goldstücke in die Hosentasche zu stecken. „Das

Ding treibt der Herr schon eine Weile", flüsterte mir Häuser zu, „und wenn der dumme Nassauer nicht bald kommt, wird er nicht viel kriegen.“ Der kam aber zum Glück gleich darauf, und ehe er sich noch gegen uns in höfliche Redensarten einlassen konnte, faßte ihn der Kammerdiener bei den Schultern und schob ihn ins Zimmer zum Kurfürsten. Nach zehn Minuten kehrte Leonhardy sehr vergnügt zu uns zurück, und Häuser ließ nicht nach, er mußte das Empfangene trotz seiner Weigerung in unserer Gegenwart zählen. Es waren wirklich noch vierunddreißig Goldstücke. „Herr Hofrath“, meinte Häuser, „Sie können wirklich noch von Glück sagen, mehr als vierzig sind es von Hause aus ohnehin nicht gewesen. Diesmal ist der Herr langsam gegangen.“ Mittags bei Tafel war der Kurfürst besonders heiterer Stimmung und sagte zum Minister von Witz: „Mit Leonhardy ist Alles in Ordnung, ich bin mit meinen Geschäften von heute Morgen sehr zufrieden.“ Ich, der Page, verstand den Herrn besser, als alle seine Minister, und wußte, daß seine Morgenstunde Gold im Munde gehabt hatte.

Die eingekeiste Liebe zum Golde hat dem Kurfürsten unendlichen Schaden gethan, nicht allein in der allgemeinen Meinung, sondern auch in materieller und spekulativer Beziehung. Hätte er es sich zur rechten Zeit einige Millionen, vielleicht nur eine, an Napoleon und die damaligen Faisseurs kosten lassen, er hätte 1803 sein Land um das Doppelte, ja Dreifache vergrößern können. So aber floß allmonatlich beim Kassenabschluß jeder Ueberschuß — und wehe dem Rentbeamten, der seinen abzuliefern hatte — in die sogenannte eiserne Truhe im feuersichern Gewölbe der Vellevue und von da in die geschickten und geschäftigen Hände Rothschild's, der sehr wahrscheinlich seinen ungeheuren Reichtum dem Schatze des Kurfürsten verdankt und mit dem heßischen Gelde das ganze Rheinbund-Kontingent gegen Preußen mobil gemacht hat. Ein edler Zug der Dankbarkeit vom alten Rothschild ist gewiß daher auch der, daß er später dem Kurprinzen ohne Vorwissen des Vaters mehrere Male Geld-Kapitalien ohne Provision und Prozente geborgt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Bücher-Anzeigen.

Der Italienische Krieg 1859

politisch-militärisch beschrieben und mit Kriegskarten begleitet

von

W. Rüstow.

In 3 Abtheilungen von zusammen circa 24 Druckbogen gr. 8^o. und 3 Kriegskarten. Preis für's Ganze 7½ Franken..

Mit dem Beginn des blutigen Krieges, der so eben durch den Frieden von Villafranca seinen Abschluß gefunden, hat sich bei dem denkenden Publikum das lebhafteste Verlangen herausgestellt nach einer Darstellung desselben, in welcher die allgemeinen Verhältnisse objektiv und übersichtlich behandelt, die militärischen Ereignisse aber einer einläßlichen, detaillirten Beschreibung und kritischen Beleuchtung unterworfen wären.

Zu einer solchen Arbeit sind wohl Wenige so geeignet wie W. Rüstow, dessen militärische Schriften allgemein anerkannt, und dessen Gründlichkeit und Klarheit ganz dazu geschaffen sind, ein richtiges und treues Bild auch dem Laien im Fache zu geben.

Die erste so eben erscheinende Abtheilung (11 Druckbogen) enthält die allgemeine politische Uebersicht, die Organisation der betreffenden drei Armeen, die Beschreibung des Kriegsschauplatzes, den Einmarsch der Oesterreicher und der Franzosen in das piemontesische Gebiet, den Aufmarsch der feindlichen Armeen und das Treffen

von Montebello, mit der Kriegskarte Nr. 1 (Montebello) im Maßstab von 1/125,000, in welche die Stellungen der Truppen eingezeichnet sind.

Die zweite in der Presse befindliche Abtheilung wird enthalten:

Linksabmarsch der Verbündeten; Beginn ihrer Offensive, Uebergang über den Tessin; Schlacht von Magenta; Rückzug der Oesterreicher an den Mincio nebst der zweiten nach der k. k. Generalstabskarte gezeichneten Kriegskarte (Magenta).

Die dritte Abtheilung: die Schlacht von Solferino bis zum Friedensschluß, nebst der dritten Kriegskarte (Solferino) und Schlußbetrachtungen.

Die erste Abtheilung (Preis 3 Franken) ist in allen soliden Buchhandlungen vorrätzig.

Zürich, Mitte Juli 1859.

Verlagshandlung von Fr. Schulthess.

In H. Amberger's Buchhandlung in Basel ist zu haben:

Geschichte des Feldzuges von 1815. Waterloo.

Von

Oberstlieutenant Chaaras.

Autorisirte deutsche Ausgabe mit 5 Plänen und Karten.

Preis 8 Franken.